

Amts- und Anzeigebblatt

für den

Bezirk des Amtsgerichts Eibenstock und dessen Umgebung.

Er scheint

wöchentlich drei Mal und zwar
Dienstag, Donnerstag u. Sonn-
abend. Inseptionspreis: die
kleinspaltige Zeile 10 Pf. Im
amtlichen Theile die gespaltene
Zeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redakteur, Drucker und Verleger: E. Hannebohn in Eibenstock.

46. Jahrgang.

Nr. 71.

Dienstag, den 20. Juni

1899.

In das Musterregister ist eingetragen: Nr. 334, Firma **Rudolph & Georgi** in Eibenstock, ein verschlossenes Paket, angeblich enthaltend, 30 Musterabschnitte zu seidenen gestickten Kleiderbesätzen, Fabriknummern 13659 13661 13671 13672 13674 13675 13676 13677 13679 13684 13689 13693 13700 13715 13719 13720 13722 13723 13724 13725 13726 13727 13728 13729 13730 13731 13732 13735 13736 13737
Flächenerzeugnisse, Schutzfrist 2 Jahre, angemeldet am 12. Juni, Nachmittags 1/6 Uhr.
Eibenstock, am 15. Juni 1899.

Königliches Amtsgericht.
Eibg.

In Folge Fortzugs des zweiten Abgeordneten der zu einem Wahlbezirk vereinigten Gemeinden Schönheide, Schönheiderhammer und Neuheide ist die **Neuwahl eines ländlichen Abgeordneten zur Bezirksversammlung** erforderlich.

Die Bornahme der gedachten Wahl soll
Mittwoch, den 28. Juni 1899, Nachmittags 5 Uhr
im Sitzungszimmer des hiesigen Rathhauses erfolgen u. werden daher die Stimmberechtigten hierdurch eingeladen, sich zur angegebenen Zeit in dem erwähnten Wahllokale einzufinden.
Schönheide, am 17. Juni 1899.

Gem.-Vorst. Haupt, Wahl-Commissar.

Nachdem die **Maul- und Klauenseuche** in hiesigem Orte **erloschen** ist, werden die mittelst Bekanntmachung vom 17. vor. Mon. angeordneten Schutzmaßregeln hierdurch wieder **aufgehoben**.
Schönheide, am 16. Juni 1899.

Der Gemeindevorstand.

Das Gesandtschaftsrecht der Einzelstaaten

Ist gelegentlich eines „Konfliktes“ zwischen Rußland und dem Staate Bremen in den deutschen Blättern jüngst wiederholt erörtert worden. Nach dem Artikel II der Reichsverfassung hat der Kaiser das Reich völkerechtlich zu vertreten und aus diesem Grunde bilden die Gesandtschaften der Einzelstaaten im Auslande, die noch aus früherer Zeit her bestehen, kaum mehr als eine bloße Dekoration.

Es kommen dabei nur in Betracht Bayern, das in Paris, Wien und Petersburg, und Sachsen, das in Wien eine Gesandtschaft unterhält. Auswärtige Staaten: Frankreich, Oesterreich, Rußland und England haben eine ganze Anzahl von Gesandtschaften bei einzelnen deutschen Fürstenhöfen. Das Gesandtschaftsrecht der Einzelstaaten ist für keinen derselben ein besonderes Reservatrecht; es darf auch ohne Zustimmung jedes einzelnen derselben durch Abänderung der Reichsverfassung beseitigt werden, und dies würde unzweifelhaft geschehen, wenn aus der Existenz einzelstaatlicher Gesandtschaften im Auslande oder ausländischer Gesandtschaften bei den Einzelstaaten einmal Schwierigkeiten für die Reichspolitik entsänden. Dies ist bisher nicht geschehen, und das ist auch für die Zukunft nicht zu befürchten.

Eine eigenthümliche Sonderstellung nimmt Württemberg ein. Württembergische Gesandtschaften werden seit dem Jahre 1894 nur noch in Berlin und München unterhalten. Dagegen befindet sich in Stuttgart sowohl eine österreichische, als eine russische Gesandtschaft. Der Gesandtschaften zwischen den deutschen Einzelstaaten bestehen mehrere; sie können auch unmöglich je zum Gegenstand nationaler Besorgnis werden. Bis 1893 hatte Württemberg noch eine besondere Gesandtschaft in Petersburg. Die Regierung hielt aber nach dem Tode der Königin Olga, einer russischen Prinzessin, eine Sondervertretung am russischen Hof nicht mehr für nöthig und ließ die betreffende Position im Hauptfinanzetat fallen. Diese Gelegenheit wurde von nationalliberaler Seite in der Abgeordnetenversammlung benutzt und im Verein mit der Linken, die sich früher aus föderalistischen Gründen entschieden dagegen gesträubt hatte, gelang es, mit 45 gegen 37 Stimmen von 1894 ab die Gesandtschaft in Wien ebenfalls aufzuheben. Der Ministerpräsident v. Mittnacht hatte den lebhaftesten Widerspruch versucht und dabei davon gesprochen, daß beim Wisse ein „warmes Gefühl“ für Wien vorhanden sei. Allein diese Erinnerungen aus der Zeit vor 1866 mochten wohl bei dem Ministerpräsidenten, nicht aber bei der Bevölkerung von Einbruch sein, denn über den damaligen Beschluß der Abgeordnetenversammlung hat sich im Laufe der Zeit kein Mensch zu beklagen gehabt, trotzdem sich mit der württembergischen Thronfolgerin, Herzogin Albrechte, sich mit der österreichischen Erzherzogin Margareta vermählte. Im Gegentheil ist man der Ansicht, daß an die so wünschenswerthe Aufhebung des Wiener Postens nicht zu denken wäre, wenn sie nicht zu jener Zeit erfolgt wäre, da man sonst auf der Gegenseite persönliche Gründe zu Hilfe genommen hätte. Daß die Höfe von Wien und Petersburg nicht ebenfalls ihre Gesandtschaften aufhoben, hatte seinen Grund wohl in verwandtschaftlichen Rücksichten.

Wenn nun nicht einzusehen ist, welchen Nutzen die deutschen Einzelstaatsgesandtschaften im Auslande bringen könnten, so erscheint es nur natürlich, daß man in denjenigen Kreisen, die ein starkes, einheitliches Reich wünschen, auch die Abschaffung dieser Gesandtschaften anstrebt. Ihre einstweilige Aufhebung wäre möglich, wenn sich in den betreffenden Landtagen eine Mehrheit fände, die die betreffenden Etatsposten ablehnte. Aber damit wäre insofern nichts gewonnen, als sich später wiederum Majoritäten finden könnten, die jene Etatspositionen, wenn sie eingestellt würden, von Neuem bewilligten. Deshalb denkt man an einen Zusatz zu dem obengenannten Artikel II der Reichsverfassung, nach welchem in Zukunft dem Kaiser das ausschließliche Gesandtschaftsrecht für das Reich zustehen sollte, wie es ja auch im Sinne des jetzigen Wortlauts jenes Artikels liegt.

Damit es nun nicht den Anschein gewinnt, als ob die in Betracht kommenden Einzelstaaten unter dem Druck eines sanfteren Zwanges ihre auswärtigen Gesandtschaften aufhoben, wäre es zweckmäßig, wenn sie diese Aufhebung bald und freiwillig vornehmen. Um ihnen dazu Zeit zu lassen und da sich aus dem bestehenden Zustand kein Nachtheil für die auswärtige Politik des Reiches hat erkennen lassen, wird die Reichsregierung einstweilen noch keine Schritte in der erwähnten Richtung thun.

Tagesgeschichte.

— Deutschland. Wie aus Berlin, 17. Juni geschrieben wird, wird am Montag Reichskanzler Fürst Hohenlohe persönlich im Reichstage bei der Beratung des Gesetzesentwurfs zum Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses das Wort ergreifen und darlegen, wie notwendig ein besserer Schutz der Arbeitswilligen ist und welcher hohen Werth die verbündeten Regierungen auf das Zustandekommen eines solchen legen. Man darf hoffen, daß bis zum Spätherbst, wo nach dem Wiederzusammentritt des Hauses der Entwurf zur zweiten Beratung im Plenum kommen soll, die ruhige sachliche Ueberlegung über die jetzt vorherrschende politisch zugespitzte, theils leidenschaftliche, theils demagogische Bekämpfung und Ausbeutung des Gesetzes die Oberhand gewonnen haben wird. Die Gesamtheit der bürgerlichen Parteien, einschließlich des Zentrums, wird sich klar zu machen haben, daß es sich in dieser Frage um die Verteidigung der vitalsten Rechte nicht nur des Individuums, sondern der bürgerlichen Gemeinschaft als solcher handelt, und daß eine Partei, die aus Doctrinismus oder Fraktioneninteressen die Mitwirkung verweigert, sich dadurch einer schweren Schädigung des Staates, als der Gemeinschaft Aller, schuldig macht.

— In welchem Umfange die Koalitionsfreiheit für den einzelnen Arbeiter zum Koalitionszwang und zur denkbar größten persönlichen Unfreiheit gemindert ist, erhellt wiederum recht deutlich aus den Beschlüssen, die die Berliner Maurer in Bezug auf die jetzt von ihnen herausgeschworene Arbeitseinstellung gefaßt haben. Danach haben „alle in Berlin und den Vororten ausgeperrten Kollegen, welche unverheiratet sind, Berlin auf dem schnellsten Wege zu verlassen. Die zu den neuen Bedingungen arbeitenden unverheirateten Maurer haben die Pflicht, verheirateten und dort ansässigen Kollegen Platz zu machen und ebenfalls abzureisen. Jeder zu den neuen Bedingungen (65 Pfennige pro Stunde) arbeitende Kollege hat 10 Prozent des gesammelten Wochenverdienstes an die Strikclasse abzuliefern.“ Also jeder unverheiratete Maurer hat sofort abzureisen, ganz unbefürmert um die Unterstützungsverpflichtungen, die er etwa gegen Eltern und Geschwister hat, um außerhalb entweder keine oder erheblich geringere bezahlte Arbeit zu finden; jeder Arbeitende soll den zehnten Theil seines Wochenverdienstes an die Strikclasse abliefern. — Alles zu Ehren eines halben oder ganzen Duzend von Aufwiegeln, die nur vom Unfriedensstiften und der Thorheit der Andern leben.

— Kiel, 17. Juni. Die Prinzessin Heinrich ist nach siebenmonatlicher Abwesenheit in Begleitung der Prinzen Waldemar und Sigismund hier wieder eingetroffen.

— Rußland. Der Nothstand in großen Theilen Rußlands, von dem nun schon seit Monaten die traurigsten, allerdings mit Ablehnungen und Beschönigungen verknüpften Meldungen kommen, scheint noch keineswegs in der Abnahme zu sein, sondern sich immer drohender zu gestalten. So schreibt die deutsche „St. Petersburg. Ztg.“: Vor den bösen Nachrichten über Armuth und Elend, totalen wirtschaftlichen Ruin, Krankheit, Hunger und zu alledem über schlechte Ernteausichten in einer ganzen Reihe von Gouvernements, möchte man gern das Ohr verschließen, sich gern der Täuschung hingeben, daß die Dinge nicht so furchtbar schlimm seien, wie es den Anschein hat, aber die telegraphischen Nachrichten sowohl, als die Korrespondenzen der verschiedensten Blätter lauten so übereinstimmend, verweisen so geschlossen auf die Gefahr der nächsten Zukunft, die mit wemöglich noch größeren Uebeln droht, als die Gegenwart bereits in traurige Wirklichkeit gesetzt hat, daß leider ein Zweifel an der Zuverlässigkeit dieser Nachrichten nicht mehr gestattet ist. — Sieht es so, dann ist die Mahnung vollberechtigt, welche die „Pet. Ber.“ an die Spitze eines Leitartikels setzen: „Man muß bereit sein.“ M. Radezki schreibt unter diesem Titel: „Unlängst kam ich in die Lage, durch einige Ortshaupten der Bessarabischen und Chersonischen Gouvernements zu fahren und zu sehen, in welchem Zustande sich die Felder, Wiesen und Gärten befinden. Ein trauriges Bild bietet in diesem Jahre der „gesegnete Süden“. Fast die gesamte Vegetation ist welk und fahl geworden, — die Blätter fallen wie im Spätherbst. Trockene Winde hüllen die Obst-, Wein- und Gemüsegärten weithin nach beiden Seiten des Weges in Wolken von Staub. Selten findet sich ein freundlicher Wink, der den Blick erfreut und das Gemüth beruhigt. Mit Thränen und in Verzweiflung schaut der Bauer aufs Feld. Ueberall ertönt die Klage über Mangel, Noth, Regenlosigkeit und

ungeheure Verluste. Die Landschaftsämter und Gouvernementsregierungen sammeln Daten über den Zustand der Saaten und die Ernteausichten, aber überall laufen unerfreuliche Nachrichten ein. Wenn jetzt, in den ersten Tagen des Juni der Regen ausbleibt, dann sind die Saaten überall definitiv verloren. Schon gegenwärtig mäht man das verdorrte Getreide, um Stroh für das Vieh zu haben, welches auf den Wiesen kein Futter findet. Was wird aber weiter werden? Nicht umsonst entsetzt sich die Bevölkerung vor dem, was ihr bevorsteht.“

— Der russische Rubel hat seine Reise nach Finnland angetreten. Der Zar hat in menschenfreundlicher Absicht einen Fond zur Verfügung gestellt, durch welche den finnländischen Ackerbauern die Scholle, die sie bearbeiten, zu eigen gemacht werden soll, damit sie seßhaft werden. Ob aber die Finnländer für dieses Linsengericht die nationale Selbstständigkeit und ihre vererbten Rechte opfern werden, erscheint dem doch zweifelhaft, trotzdem der Zar persönlich es zweifellos gut mit ihnen meint.

— Frankreich. Poincaré hat die Segel gestrichen; sein Versuch, ein Ministerium zu bilden, ist gescheitert. Coubet hatte darauf Konferenzen mit dem Präsidenten des Senats und der Deputirtenkammer. Delcassé und Waldeck-Roussieu treten nunmehr in den Vordergrund.

— Dänemark. Deutsche und französische Kriegsschiffe ankern gegenwärtig im Hafen von Kopenhagen. Der dänische Kriegsminister gab den deutschen und französischen See-Offizieren ein Diner, wobei er ein Hoch auf den deutschen Kaiser und den Präsidenten Coubet ausbrachte und später auf die deutsche und französische Marine toastete. Der deutsche Gesandte trank auf das Wohl des Königs von Dänemark, der französische Gesandte Margerie auf die dänische Marine.

— Philippinen. Ausführliche Berichte aus Manila bestätigen, daß das Geseft vom 13. Juni die Philippinen innehat in den Besitz Manilas gesetzt hätte! Nur die Schiffslanonen haben die Amerikaner gerettet. — Das Gerücht, daß der Philippinogeneral Luna, der Nebenbuhler Aguinaldos, von Anhängern des letzteren ermordet worden sei, bestätigt sich.

Locale und sächsische Nachrichten.

— Hundshäbel, 16. Juni. Ein gemeiner Dubsentreich ist vorige Woche dem hiesigen Schuhmacher Dörfel gespielt worden, indem ihm Nachts von unbekannter Hand in einen sehr starken Bienenstock Terpentin gegossen und angezündet worden ist, wodurch natürlich sämtliche Bienen infolge des entstandenen Rauches getödtet worden sind. Der Schaden soll über 50 Mark betragen. Daß das Bienenhaus nicht selbst mit abgebrannt ist, ist nur dem Umstande zu verdanken, daß das Feuer wegen Luftmangel nicht weiter gebrannt hat. Als Vererber dieses Frevels hat man einen hiesigen Einwohner im Verdacht.

— Dresden, 17. Juni. Ihre Majestät die Königin hat sich, wie aus Sibyllenort gemeldet wird, gestern durch einen Fall im Zimmer eine leichte Verletzung am Kopfe zugezogen. Fieber ist nicht eingetreten und konnte Ihre Majestät bereits heute wieder das Bett verlassen.

— Dresden, 16. Juni. Ueber die Arbeiten des im Herbst zusammentretenden Landtages wird dem „Vaterlande“ von wohlunterrichteter Seite geschrieben: „Die wichtigste Obliegenheit der Ständekammern ist die Prüfung des von der Regierung aufgestellten Etats, des Voranschlages über die Einnahmen und Ausgaben der nächsten 2 Jahre, und sie wird deshalb mit einer ihrer Bedeutung entsprechenden Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit vorgenommen werden. Der außerordentliche Etat enthält auch heuer wieder eine Reihe von Forderungen zum Bau neuer Bahnhöfen und der damit in Verbindung stehenden Hochbauten, Zufahrtstraßen u. Auch zur Errichtung verschiedener Dienstgebäude, unter denen das für die neu zu errichtende Kreisbauhauptschule Chemnitz obenan steht, wird die Genehmigung der Ständekammern eingeholt werden. Ferner wird aller Voraussicht nach an den Landtag eine Vorlage, betreffend den Neubau eines Ministeriums des Innern, gelangen, weil die Räumlichkeiten des an der See-straße gelegenen Hauses den vorhandenen Bedürfnissen in keiner Weise genügen. Weiter werden die Kammern sich zu beschäftigen haben mit einem allgemeinen Landeshaushaltsgesetz, mit einem Expropriationsgesetze, einem Gesetzesentwurf, betreffend die Verwaltungspflege, der bereits in der vorigen Tagung vorlag, aber keine Annahme fand, mit der Uebernahme der Alterszulagen für die Volksschullehrer auf die Staatsklassen, die gleichfalls dem letzten Landtage vorgelegen hatte, und den Einführungsregeln zum

von Bil-
zu gest. Be-
dem Gasthof
enthal mein
sel
tte ich um
sooII
Valther.
llen Sie Ihre
Bäsche
lich gut u.
orthheit hat
chen, so kau-
fen Sie
Seife
empulver
fant“. In
arenhand-
hte man auf
u. verlange
ife von
aussauer,
ppel.
ht:
lle = Eis
hsuer.
Uhr an
itenstien,
ung Karls-
ekauft wer-
ffner!
h a l t.
elfach
imiirt!
el.
Union.
dem Hause
accaroni
at.
Quelle.
ad:
cke.
che,
Zubehör
Wo? sagt
ites.
en.
hm. 4 Uhr
ust,
ebenst ein-
eller.
aus.
hm. 4 Uhr
ust,
cher.
aus.
hm. 4 Uhr
ust,
neider.
mmer.
hm. 4 Uhr
ust,
endel.
fsgrün.
hm. 4 Uhr
ust,
Döhner.
nd.
7. Grad.
7,3

Bürgerlichen Gesetzbuch. Endlich vermutet man, daß die Regierung mit einer zeitgemäßen Umarbeitung des Pensionsgesetzes für die Staatsbeamten hervortreten werde. Ob dasselbe aber bereits in der nächsten Tagung zur Beratung gestellt wird, scheint noch ungewiß zu sein. — Dem Vernehmen nach wird dem Landtage eine Vorlage wegen Vermehrung der Landgendarmarie zugehen. Die Regierung würde damit einer von mehreren Kreis- bzw. Bezirksausschüssen gegebenen Anregung Folge leisten.

— Plauen i. V., 16. Juni. Von der 65. in hohen Elstertalbrücke bei Jodeta hat sich heute Vormittag ein bisher unbekannter, etwa 30 Jahre alter Mann in die Elster herabgestürzt. Der Mann, der einen starken Schnurrbart gehabt und gut gekleidet gewesen sein soll, war vorher im Hotel „zur Vogelländischen Schweiz“, wo er frühstückte. Der grauenerregende Sprung von der höchsten Höhe der Brücke herab in die Elster auf der Seite der Barthmühle wurde von mehreren Personen, die an der Brücke arbeiten, beobachtet. Der Körper des Unglücklichen schlug mit gewaltiger Wucht ins Wasser, wurde aber von den Fluthen des jetzt hoch angeschwollenen Flusses fortgeschwemmt. Bisher ist es noch nicht gelungen, die Leiche aufzufinden. Auf der Brücke hat der Selbstmörder einen Hut und ein Porzellan- schild jurückgelassen. Der Hut trägt die Firma des Verkrümers: Julius Gütler in Plauen. Das Schild zeigt die Aufschrift: Bruno Zwick, Metzger. Der Körper des Unglücklichen ist ver- mutlich verschmort worden; bei der Barthmühle wurden in der Mittagstunde im Flusse Innenteile des Körpers aufgefunden.

— Plauen i. V., 16. Juni. Der hiesige „Vogl. Anz.“ schreibt: Für das Königreich Sachsen steht die Anstellung von Beamten in der Gewerbe-Inspektion bevor. Die Königl. Staatsregierung hat früher im Landtag erklären lassen, daß sie der Anstellung weiblicher Beamten in diesem Fache, wenn man mit den anderwärts gemachten Versuchen günstige Erfahrungen machen sollte, nicht entgegen sein wolle. Jetzt ist man gewillt, wenigstens verhältnismäßig weibliche Hilfskräfte bei den Gewerbe- inspektionen auch bei uns zu verwenden, und da in seinem Lan- destheile der Prozentsatz der weiblichen Arbeiterinnen so hoch ist wie im Vogtlande, so ist als wahrcheinlich anzunehmen, daß diese Beamtinnen zunächst der Gewerbe-Inspektion Plauen zu- gewiesen werden.

— Zwickau, 16. Juni. Dritte Strafkammer. In der heutigen Sitzung der dritten Strafkammer wurde in zweiter In- stanz gegen den Handarbeiter Adolf Richard L. aus Eisenfeld verhandelt. Derselbe, welcher am 3. Mai d. L. von dem dortigen Kgl. Schöffengericht wegen Diebstahls, Widerstands gegen die Staatsgewalt, öffentlicher Beleidigung und Erregung ruhestören- den Lärms zu 3 Monaten Gefängnis und 14 Tagen Haft verurtheilt worden war und dieses Urtheil mit dem Rechtsmittel der Berufung angefochten hatte, blieb unentschuldig aus. Die Folge davon war, daß man sein Rechtsmittel ohne Weiteres verwarf. — Grimma, 16. Juni. Aus einem Orte der Umgegend wird folgendes Geschichtchen gemeldet: Zwei Hechtbrüder hatten Schnurholz nach Eisen. Der eine schlüpfte in den Stall eines Bauernhofes hinein, während der andere draußen wacht. Der erstere hatte auch das Glück, ein Hühnerst ei zu entdecken, und verbarg die Eier unter seinen Hut. Darnach gingen beide in das Haus und bettelten um ein Stück Brod. Der Bauer, der sich stellte, als habe er nichts bemerkt, willfahrte ihrer Bitte. Nachdem er dann noch einige Worte mit ihnen gewechselt, schlug er beiden mit den Worten: „Nun, dann lebt wohl!“ auf die Hüte. Man kann sich die verdutzten Gesichter der beiden Hand- werksburschen vorstellen. Schlüpfend riß der Dieb den Hut vom Kopf, von dessen langen Haaren sie gelbe Masse dick herunterfloß.

— Treuen, 17. Juni. In den bei Herlasgrün gelegenen „Richtshäusern“ hat am Donnerstag der 47-jährige Weber Chr. Friedrich Seifert seine 50 Jahre alte Ehefrau durch mehrere Stöße mit einem scharf geschliffenen Beile am Kopfe und auf dem Rücken sehr schwer verletzt. Die Frau vermachte sich noch bis zum Sopha zu schleppen, wo sie besinnungslos liegen blieb. Seifert, der die That im Zorn begangen hat, (die Frau sollte ihm beim Holzhacken helfen und bequeme sich nicht sogleich dazu), sprang nach der That in einen Wasseirtümpel, half sich aber selbst wieder heraus und legte sich ins Bett, ohne sich um sein Opfer zu kümmern. Am Donnerstag Abend wurde Seifert fest schlafend in seiner Wohnung angetroffen und dem Treuenschen Amts- gerichtsfängnis zugeführt.

— Schneeberg, 17. Juni. Im Hause des Flaschenbier- händlers Preis, Kirchplatz, brach heute Mittag 1/2 Uhr Feuer aus, welches das Gebäude in kurzer Zeit in Asche legte.

Die Sprengung des Stuttgarter Rumpfparlaments

vor 50 Jahren, am 18. Juni 1849. Von Dr. R. Licht.

Am 18. Mai 1848 wurde das ewig denkwürdige erste deutsche Parlament in Frankfurt a. Main eröffnet und wieder an einem „Achtzehnten“, am 18. Juni 1849 — also genau am Ende des dreizehnten Monats seines Daseins — wurde es aufgelöst, fern von seinem ursprünglichen Sitzungsorte mit Gewalt ausein- ander gejagt und verschwand aus der Geschichte.

Erinnern wir uns am heutigen Tage, wie das zugeht! Be- lauschen wir die wirksamste Tragik der Geschichte!

Durch die Revolution des Jahres 1848 entstand das Frank- furter Parlament und an der Revolution des Jahres 1849 ging es zu Grunde! In der ersten Sitzung am 18. Mai 1848 stellte der Bischof Müller von Münster den Antrag, vor Allem eine kirchliche Feier zur Eröffnung der Nationalversammlung abzuhalten und rief mit lauter, warnender Stimme durch die Paulskirche: „Wo der Herr nicht das Haus baut, so bauen die Bauleute vergebens!“

„Hilf Dir selbst!“ schrie ihm der Abgeordnete Franz Ro- veaux spottend entgegen. „Hilf Dir selbst, so wird Dir Gott helfen!“

Der 18. Juni 1849 hat gezeigt, wer von beiden Recht hatte. Als in der Rheinpfalz die Bewegung „zur Durchführung der Reichsverfassung“ begonnen hatte, stellte die äußerste Linke des Frankfurter Parlaments den Antrag, man solle diese Erheb- ung, welche doch „nichts anderes als die Herstellung des schwer- bedrohten Reichsfriedens gegen die stets dagegen arbeitenden Re- gierungen“ zum Zweck hatte, auf's Energischste stützen und be- schützen. Diesem Antrag gegenüber machte die in sich selbst schon uneinige sogen. „Weidenbusch-Partei“ den Versuch, einen Mittel- weg einzuschlagen, indem sie erklärte, daß sie keine anderen, als nur konstitutionelle und gesetzmäßige Mittel zur Geltendmachung der Autorität der Reichsverfassung gestatten werde. Diefem letzten Gogener'schen Programm verweigerte jedoch der Erzherzog Johann als Reichsverweser seine Zustimmung und dadurch verlör die einzige gemäßigete Partei ihren letzten Fall, so daß es in der letzten Sitzung am 10. Mai dazu kam, daß auf den Antrag des Abgeordneten von Reben ein Beschluß durchging, welcher der Nationalversammlung als solcher den Boden unter den Füßen fortzog, ja, ihr den eigentlichen Todesstoß versetzte. Diefes unglück- selige, ja, sehr eigenartige Todesurtheil lautete also:

1. „Dem schweren Bruch des Reichsfriedens, welchen sich die preussische Regierung durch ihr unbefugtes Einschreiten im Königreich Sachsen hat zu Schulden kommen lassen, ist durch alle zu Gebote stehenden Mittel entgegenzutreten.“
2. „Neben Aufrechterhaltung der öffentl. Ruhe und Sicherheit sind auch diejenigen Bestrebungen des Volkes und einer Vertreter, welche zur Durchführung der endgiltig beschlossenen Reichsverfassung geschahen, gegen jeden Zwang und jede Unterdrückung zu schützen.“
3. „Die provisorische Centralgewalt ist zur Ausführung dieser Beschlüsse aufzufordern.“

Dieser dreifache Todesstoß wirkte indeffen nicht schnell, aber desto sicherer. Nach einiger Zeit siechte die Nationalversammlung dahin. Man stellte noch eine ganze Anzahl programmatischer Anträge von flüchtiger Unausführbarkeit und wandte in der immer unerträglich hereinbrechenden Kathlosigkeit seine Augen auf Gogern, der unentwegt sein machtloses Amt fortführte, und schwankte zwischen dem Entschluß, ihm die Rolle eines unum- schränkten Dictators zu übertragen oder sich Oesterreich zu nähern, um durch dessen Kraft und Gewalt seiner eigenen Schwäche wie- der aufzuhelfen, hin und her. Sollte man den Reichsverweser Erzherzog Johann nicht zum Oberhaupt des ganzen Reiches aus- rufen? Was war, was blieb sonst zu thun übrig? —

In diese Unschlüssigkeit schlug die thönlliche Aenderung der preussischen Abgeordneten zur Nationalversammlung nach Berlin wie eine Bombe ein. Die Muthlosigkeit wuchs rapide, Ausstre- ungen mit und ohne Erklärung mehten sich und nur der „Märn- benger Hof“ und das „Casino“ hielten zu Gogern u. Dahmann. Es wurde den Regierungen das Recht bestritten, ihr Mandat, das ihnen vom Volke übertragen worden, eigenmächtig aufzuheben. Doch ward man immer mehr davon überzeugt, daß man zwischen den beiden mit einander ringenden Extremen der Revolution und der Reaction keine haltbare Stellung mehr einnehmen konnte. Daher erklärten weitere 65 Männer ihren Austritt (unter ihnen Gogern selbst, Simson, Dahmann, Arndt u. m.) und verließen am 20. Mai die Paulskirche. Sie begründeten ihre That ihren Wählern gegenüber mit dem niederschmetternden Bekenntnis: „daß die Nationalversammlung dem Volke gegenwärtigen Lage und Zusammenfassung dem Volke keine ersprieß- lichen Dienste mehr leisten könne!“

Durch diese massenhaften Austritte der Gemäßigten gewann die Linke naturgemäß in ihren revolutionären Bestrebungen immer mehr Boden. Man verwarf daher den Antrag auf Vertagung, worauf der ganze „Augsburger Hof“ mit 22 Mitgliedern seinen Austritt erklärte. Als man dann die beschlußfähige Anzahl auf 100 herabsetzte, erfolgten neue Austritte, so daß schließlich vom ganzen Frankfurter Parlament nur noch die revolutionäre Linke allein übrig blieb. Diese beschloß unmittelbar darauf, nach Stuttgart zu berzusiedeln, um dem eigentlichen Herde der badischen Erhebung näher zu sein und für ihre Bestrebungen in den Demokratien und Umstärlern des Südens Deutschlands einen Rückhalt und eventuell eine Streitmacht zu beschaffen.

Am 6. Juni erklärte man die erste Sitzung im Saale der Abgeordnetenkammer zu Stuttgart mit dem neuernählten Prä- sidenten Wilhelm Löwe für eröffnet. Man legte sich den Namen einer „konstituierenden, deutschen Nationalversammlung“ bei; als aber auch Bayern und andre Regierungen auch noch ihre Mit- glieder abberiefen, nannte man sich einfach „Rumpfparlament“ und schrumpfte damit zu „einem macht- und autoritätslosen Con- vent zusammen, der den Rest von Würde, welcher an dem Namen der Nationalversammlung haftete, in einzelnen verunglückten Auf- wiegungsversuchen verzerrete!“ Man wählte eine sog. „Reichs- regentschaft“ von 5 Mitgliedern, darunter den gottlosen Schreier Ravaux, der damit vollauf Zeit bekam, „sich selbst zu helfen“, dann Vogt, Simon u. A. Die pfälzisch-badische Erhebung wurde gutgeheißen und mit Wort und Schrift gefördert. Auch Württemberg versuchte man in den Strudel hineinzuziehen und er- ließ ein Gesetz zur Organisation der Volkswehr und eine Credit- forderung von 5 Millionen.

Die Annahme dieser Beschlüsse von Seiten des Ministeriums würde aber einer völligen Uebergabe der württembergischen Regie- rung an die Reichsregentschaft gleich gewesen sein. Es war daher Niemand im Zweifel, wie die Antwort des Ministeriums lauten würde und die Reichsregentschaft glaubten selber nicht, daß die Re- gierung diese Beschlüsse vollziehen lassen werde. Dem war auch so. Das Ministerium erklärte:

„Das unterzeichnete Gesammtministerium, welches wiederholt versucht, die deutsche Reichsverfassung, soweit es in einem einzelnen deutschen Staate möglich ist, zur Anwendung zu bringen. . . . erklärt hiermit, daß es den von der National- versammlung gefaßten, die Bildung der Volkswehr betreffenden Beschluß nicht anerkenne und sämtlichen württembergischen Behörden verbiete, denselben nachzukommen!“

Stuttgart, den 17. Juni 1849. (folgen Namen.)
 Noch am selben Tage erließ nach vorheriger Berathung das Ministerium an die Nationalversammlung die Aufforderung: ihre Sitzungen außerhalb der Grenzen Württembergs abzuhalten!

So kam der denkwürdige „Achtzehnte“ heron!

Um 3 Uhr Nachmittags war eine Sitzung der Abgeordneten in der Fritz'schen Reithahn in Aussicht genommen. Da jagte schon um 1 Uhr General Müller in Begleitung einiger Adjutan- ten, eines Civilkommissars und einer Abteilung Feldjäger durch die Straßen, dem Sitzungsorte des Rumpfparlaments zu und 15 Minuten später waren die naheliegenden Straßen bereits von Linientruppen und Cavallerie abgesperrt. In den Quartiers des 2ten und 6ten Banners der Bürgerwehr rasselten die Trommeln und der Generalmarsch erkündete. Eine halbe Stunde später be- fand sich die Bürgerwehr fast vollständig auf ihrem Sammelplatze. Da erschienen gegen 3 Uhr einzelne Abgeordnete und gingen dem Parlamentslokale zu, ihnen folgte ein größerer Zug. Unter ihnen und an der Spitze waren Schott, Uhlund und der Präsi- dent Löwe. Als sie etwa 100 Schritte von der Reithahn entfernt waren, ritt ihnen ein Major entgegen und forderte sie auf, aus- einander zu gehen. Löwe wollte dagegen im Namen der National- versammlung protestiren, wurde aber durch Trommelwirbel unter- brochen. Sofort ritt Cavallerie mit gezogenen Säbeln ein und drängte die Mitglieder der Versammlung zurück. Abgeordneter Gütler aus Sachsen riß sich die Weste auf und stellte sich mit entblößter Brust den Soldaten entgegen. „Stecht zu, Ihr feilen Schergen der Tyrannie!“ schrie er, wurde aber von mehreren Bürgern zurückgedrängt. Daraus zogen die Abgeordneten langsam und paarweise wieder in die Stadt zurück, meißt nach dem Hotel Marquardt. Die Cavallerie folgte ihnen auf den Fersen und das Hotel wurde sofort von Militär umstellt.

In den Straßen sammelten sich immer mehr Menschen und ganze Haufen drängten nach dem Hotel Marquardt. Eine Ab- theilung Cavallerie trieb sie aber auseinander. Der Abgeordnete Simon von Trier wollte von der Treppe des Hauses zum Volke sprechen, wurde aber daran verhindert. Im Ganzen verlief der

Nachmittag darauf ruhig. Bis um 9 Uhr dauerte die Bewegung in den Straßen fort; dann aber verlief sich Alles und bald trat die Ruhe der Nacht ein.

Das war die letzte Nacht des Rumpfparlaments zu Stutt- gart und die Morgenjonne des 19. Juni leuchtete den theils ab- ziehenden, theils fliehenden, theils gefangenen ehemaligen Mit- gliedern desselben und schien herab auf die Trümmer einer der berühmten politischen Körperschaften, welche die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nach dem Wiener Congress gesehen. —

Der Küster zu St. Bartholomäi.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Friedrich Günther.
 (I. Fortsetzung.)

Er war übrigens aus zwei sehr wichtigen Gründen nach Altenburg gezogen; theils weil er an seinem früheren Wohnorte endlich doch verdächtig geworden war und sich nicht mehr sicher wußte, theils weil die Landleute in der Umgegend seiner jetzigen Heimath als reiche Gutsbesitzer und zugleich als leidenschaftliche Spieler bekannt waren.

„Wir wollen Sie tüchtig schröpfen, Brüderchen!“ besonders wenn Du völlig in meine Kunst eingeweiht bist und wir uns gegenseitig in die Hände arbeiten können!“

„Aber ist es nicht eine gefährliche Kunst?“
 „Geschicht alles bei verschlossenen Thüren, und die plumpen hornigen Bauernringer werden nie etwas merken! Du selber warst ja nicht dahinter gekommen!“

Der gierige Küster jittersete vor Verlangen und sah einer goldenen Zukunft entgegen.

„Liebe Dich nur fleißig!“ meinte Meister Schmidt; „aber vergiß auch nicht eine Menge schnurriger Anekdoten zu sammeln.“

„Wozu das?“

„Die erzählst Du, so oft Du die Karten mischst, damit Dir die Spieler nicht auf die Hände, sondern auf die Lippen sehen. Verstehst Du?“

Der Unterricht wurde durch rasche Schritte unterbrochen, welche von der Treppe sich hören ließen. Eiligst verbarg der Küster die Karten in den Schubladen des Tisches. Ein junger Mann trat herein in sichtbarer Aufregung aber mit heiter strahlendem Auge. Er begrüßte Meister Schmidt glücklich, wie man es gegen einen Menschen zu thun pflegt, den man zwar kennt, aber nicht eben sehr achtet, und neigte sich darauf zu dem Küster, um ihm einige Worte zu sagen.

„Donner und Bler!“ fuhr dieser sich vergessend empor. „Herzengunge, ich gratulire Dir! Wie wird sich Auguste freuen! — Aber es konnte ja nicht anders kommen, denn wahrlich, bei meinem Collegen dem Herrn Superintendenten, ist eine Empfehlung des Küsters Lobegott Ehrhardt noch niemals vergeblich gewesen!“
 Der Jüngling bat, die Angelegenheit zu verschweigen, bis alle Hindernisse beseitigt wären, und entfernte sich wieder, um wie er sagte, seine Unterrichtsstunden zu halten.

Der schwarze Schmidt ging in der Stube auf und nieder, rieb sich die Hände und war eben im Begriffe, seinem Kerger über den jungen Mann Luft zu machen, von dem er sich so ver- ächtlich behandelt sah, als sein Freund eine maßlose Lobrede auf denselben begann.

August Viebert ist in jeder Hinsicht ein Muster. Von Prima ist er abgegangen, weil er zu dürftig war, als daß er eine Uni- versität hätte beziehen können. Die Umstände seiner armen Alten sind Dir ja nicht fremd, da sie in Deinem eigenen Hause wohnen. Aber unglückliche Fortschritte hat Viebert durch Fleiß und Ta- lente bei mir gemacht, daß er wohl Professor werden könnte. Und seine Jüdlinge weiß er so meisterhaft zu tractiren, ohne daß er genöthigt ist, den Stock zu Hilfe zu nehmen oder dieselben auf dem Erbsenack knien zu lassen. Nun wird es aber auch anerkannt? — Jedenfalls“, fuhr der Küster nach einer Weile fort, indem er seinem Freunde bei der Wanderung durch die Studirstube begegnete, „jedenfalls verringert sich in Kurzem der Aufwand in meiner Familie; Herr Viebert wird mein Augustchen heirathen, und ich freue mich herzlich über die Parthei.“

Herr Lobegott Ehrhardt sprach die letzten Worte etwas leiser gegen seinen Vertrauten, aber dieser fing laut zu lachen an, was den Küster nicht wenig verdroß. Er stellte sich kernengerade vor ihn hin und schaute ihm fragend ins Gesicht.

„Du hast die Rechnung ohne den Wirth gemacht, Brüder- chen!“ erwiderte Meister Schmidt. „Beseuche dich morgen auf ein Stündchen, und ich will Dir die Geliebte des morgens lassen zeigen. Das schöne Kennchen wird seine Frau, wenn er eine solche ernähren kann. Auf jedem Schritte läuft er ihr nach, und ich denke, Deine Tochter wird sich auch eben seiner großen Ver- dienstigungen von seiner Seite rühmen können. Du darfst mir jedoch nicht übel nehmen, daß ich Dir so ein Wachstüchchen anjude.“
 „Was?“ entgegnete der Küster, aus dem Himmel seiner schönsten Hoffnungen gestürzt. „Ist das gewiß? Wozu hätte ich denn den Schlingel in mein Haus aufgenommen und das beste Kammerchen ihm eingeräumt und so Manches ihm zustößen lassen? Er hat mich ja selbst darum, als jene Dirne zu seiner Mutter jag!“

„Hilf! Alles nichts, Brüderchen! Sie haben Dich hinterzogen. Lief! Uebrigens laß Dir die Sache nicht zu Herzen gehen. Ein so hochmüthiger Selbstnabel paßt nicht in unsre Gesehschaft; und wenn Du es zufrieden bist, nehme ich selber Dein schändes Töchterchen zum Weibe. Ein besseres Leben soll sie bei mir gewiß haben!“

Herr Lobegott Ehrhardt vermied es, auf diesen Antrag ein- zugehen. Eine solche Verbindung war doch nicht ganz seinem Wunsche gemäß, und außerdem erweckte die Rede seines Freundes in ihm den Verdacht, Meister Schmidt möchte wohl aus Heim- schaft, vielleicht gar aus Eigennutz und Eifersucht seinen „Famulus“ verläumdelt haben. Er rief also zur Thür hinaus nach Augustchen, um mit ihr geheime Rath zu halten, und sein Lehr- meister, in der Meinung, daß seine Bewerbung besprochen werden sollte, griff nach Hut und Stock:

„Brüderchen“, sprach er beim Abschiede, „die Feiertage sind nahe. Da finden sich Abends mehrere Bekannte bei mir zum Spiele ein. Du kennst jedoch das Gesetz, an Sonn- und Fest- tagen nicht zu spielen, und deckst mich nöthigen Falles durch die Aussage, ich sei bei Dir gewesen. Und damit Du Dein zartes Gewissen nicht durch Unwahrheit zu verletzen brauchst, werde ich stets gegen Abend ein Stündchen bei Dir einsprechen. Von heute an theilen wir außerdem den Gewinn. Verstehst Du?“

II.

Die Wittve.

Es begann dunkel zu werden in der kleinen aber reinlichen Stube der Wittve Liebert. „So bin ich doch fertig geworden!“ sprach sie, hielt das schnurrende Rädchen an und wendete sich nach ihrer Pflgetochter hin. Diese saß an dem anderen Fenster und legte auf die Mahnung der Wittve, ihre Augen zu schenken, die seine Näheret bei Seite, um den Strickstrumpf statt derselben zu ergreifen.

„Liebe Anna, willst Du denn während der Dämmerung

nicht ein e
 sich ge
 bin i
 diesen
 dabei
 Brud

 und
 unger
 in di
 stein
 sie d
 durch
 Lieber
 Wlag
 würde
 fremde
 bluten
 blüten
 alten
 innig
 in's B

 nur is
 than;
 wir für
 ernten
 gehen an
 gefiern

 die H
 Nur ke
 der rei
 nehme
 fordert
 Liebt:

 feiert,
 Himmel
 den W

 komme
 die Th
 waren
 die Leh
 Pflegen
 daß sie
 Es war
 und mi
 Mensch
 da das
 liches
 aus, ur

 „P
 föhnt
 altent
 Tagen
 Jahr, i
 lasse i
 die Sa

 den Jo
 um Ka
 ihre Lar
 sah sich
 auch A
 länger
 im Aug
 beinache
 glübend
 floß sie
 auf sie
 über sein
 fährt
 Mißhan

 Da
 welchen
 war es
 dieser sic
 Hand g
 Sigen g
 „W
 Er
 an, aber
 Der
 maß sich
 leit in
 Hause ja
 „W
 Auf
 eine gef
 Schmitz
 und sah
 „Un
 wieder d
 ung, der
 Mädchen
 Treiben
 höhle nie
 noch vor
 es Euch,
 Mit
 schon eine
 zur Thür
 der dem
 Nach
 erwartet
 Stunden,
 zugeschnit
 der von
 erst wieder
 Aug
 dann dem
 während
 um ein
 den Blick
 und beme
 das Haupt
 heißen W
 „Lieber
 Angst befe

Bewegung bald trat zu Stuttheils abgen der Miteiner der fälte des -sehen. — n fter. oben nach Wohnorte sehr sicher r jetzigen schäftliche besondens wir uns plumpen aber warft sah einer t; „aber mmmeln.“ amit Dir en leben. rbrochen, borg der n junger strahlen- man es ant, aber lister, um o empor. z freuen! elich, bei pffeslung „meinen!“ igen, bis der, um, d Nieder, h so ver- vrede auf on Prima eine Un- ten wohnen. und Ta- könnte. en, ohne dieselben ber auch er Weiße durch die rzem der Augustchen was leiser an, was rade vor Brüber- rgen auf n Lassen er eine nach, und oßen We- ist mir's anjünde.“ el seiner hätte ich das beste zuzulieben zu seiner e Herzen ein unsre selber leben soll trag ein- seinem Freundes s Heim- us nach ein Lehr- n werden tage sind um zum und fest- durch die n jartes werde ich tion heute reinlichen worden!“ edete sich n Fenster tigen zu mpf statt mmerung

nicht ein wenig Dich erholen? Setze Dich zu mir, damit wir ein ernstes, christliches Gespräch halten, wie es zu dieser Zeit sich geziemt! Wir haben morgen den Gründonnerstag, und da bin ich immer mit meinem Heiland bis zu Tode betäubt. An diesem Tage erscheint es mir stets so göttlich erhaben und doch dabei so menschlich fühlend, daß ich in dem Gottessohne einen Bruder erblicke.“

Gern befolgte das fromme Mädchen den Willen der Alten und hörte aufmerksam ihre Rede an, von schweren Lebensprüfungen, von treulosen Freunden und von demüthiger Ergebung in die Schickung des Allweisen. Auch Anna's Lebensweg war feurig und dornenreich gewesen. In ihrem 14. Lebensjahre hatte sie den Vater und im vergangenen Sommer auch die Mutter durch den Tod verloren; und hätte nicht die verwittwete Muhme Elebert, die nur zwei Söhne und keine Tochter besaß, ihr einen Platz eingeräumt in ihrer Wohnung und in ihrem Herzen, so würde sie jetzt völlig einsam in der Welt gestanden und unter fremden Menschen die Wunden ihrer Seele gewiß noch stärker bluten gefühlt haben. Sie erkannte das Wohl und Vergalt der alten Frau die freundliche Aufnahme durch sorgsame Pflege und innige Dankbarkeit. Doch trat ihr auch heute manche Thräne in's Auge bei der Erinnerung an das Haus ihrer Eltern.

„Sei still, gutes Mädchen!“ tröstete die Wittwe. „Halte nur immer den Glauben fest: „Was Gott thut, das ist wohlgethan; und denke an das schöne Wort des Psalmlisten, welches wir kürzlich lasen: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.“ Nach einiger Zeit setzte sie hinzu: „Drenne das Lämpchen an, Anna, hole die heilige Schrift und fahre da fort, wo wir gestern stehen blieben.“

Die Jungfrau that es und las, während die greise Wittwe die Hände im Schooße faltete und in tiefer Andacht zuhörte. Nur bisweilen unterbrach sie das Mädchen, um eine Stelle nach der reichen Erfahrung ihres Lebens zu erklären. Etwas später nahm sie das Gesangbuch, setzte die Brille auf, blätterte und forderte Anna auf, mit einzustimmen in Paul Gerhard's köstliches Lied: „Befiehl Du deine Wege.“

Daß doch den Menschen, wenn er seine heiligsten Stunden feiert, so oft die erbärmlichste Gemeinheit nahe tritt und die gen Himmel strebende Seele von der Rotheit hergezogen wird in den Morast der Erde.

Meister Schmidt hatte kaum den Gesang jener Weiden vernommen, als er polternd die Treppe hinaufstürzte, mit Ungeflüm die Thür aufriß und in die Stube hineintaumelte. Seine Tritte waren ungewiß, und er stürzte sich deshalb mit der Linken auf die Lehne eines Stuhles. Anna erschau, aber noch mehr ihre Pflegemutter, welche im ersten Augenblicke allen Muth verlor, daß sie ihrem Wirth nicht einmal nach seinem Verlangen fragte. Es war dies auch nicht nöthig, denn mit einem bewaltigen Schwur und mit einem Schlag auf den Tisch erklärte der betrunzene Mensch, daß er selches Geplärz nun und nimmermehr dulde; und da das fromme Weib ihm versicherte, daß sie ja nur ein geistliches Lied gesungen hätten, brach er in ein gelendes Gelächter aus, und sein Hohn ward zur frivolisten Gotteslästerung.

„Aber weshalb vorzüglich ich zu Euch komme,“ fuhr er mit spöttischem Grinsen fort, „das kann wohl auch der Verstand eines alten Weibes begreifen. Geld will ich haben! In den nächsten Tagen fordere ich den Miethzins, denn es wird nun ein halbes Jahr, daß Ihr nicht bezahlt habt. Richtet Euch darnach! Sonst lasse ich nächstens Euch und Eure ganze Bettelwirthschaft auf die Gasse werfen!“

Die arme Wittwe suchte bebend und mit Thränen im Auge den Zorn des lebensschwachen Mannes zu besänftigen und bat um Nachsicht wegen der unerschuldeten Säumnisse, welche durch ihre langwierige Krankheit herbeigeführt worden wäre; aber sie sah sich nur durch neue Schmähungen gekränkt. Da vermochte auch Anna die Beleidigungen gegen ihre Wohlthäterin nicht länger zu ertragen, und verlangte vom Meister Schmidt, daß er im Augenblicke ihre Wohnung verlasse; aber sie hätte ihre Worte beinahe schwer geblüht. Der ergrimmete Mann blühte sie zorniglähend an und erhob drohend die geballte Faust. Mit Schrecken srag sie in den äußersten Winkel, als der Trambold wankend auf sie zuschritt. Ein Strom der gemeinsten Schimpfreden srag über seine Lippen. Die Wittve vertrat indeß, als sie Anna gefährdet sah, ihm den Weg, entschlossen, sich lieber selbst einer Mißhandlung auszuliefern.

Da erschien zu rechter Zeit noch ein Helfer der Bedrängten, welchen Meister Schmidt nicht erwartet hatte. August Liebert war es. Er hatte die Worte des Sinnlosen gehört, und ehe dieser sich dessen verah, fühlte er sich von des Jünglings kräftiger Hand gefaßt, und ohne seinen Willen nicht eben höflich zum Eigen geneigtigt.

„Was giebt's hier?“

Er blickte dabei die bebende Mutter und die weinende Anna an, aber Beide schwiegen, weil sie August's Festigkeit kannten.

Der Wirth forderte stuchend den schuldbeten Zins und vermaß sich hoch und theuer, er werde morgen die Hälfte der Obrigkeit in Anspruch nehmen und die ganze Sippchaft aus dem Hause jagen.

„Wie viel habt Ihr zu bezahen, Mutter?“

Auf ihre Antwort, daß es acht Thalser wären, vor der Sohn eine gefüllte Börse aus der Tasche und zählte vor Meister Schmidt's Augen das Geld auf. Dieser strich es schweigend ein, und sah sich nach dem Rückzuge um.

„Und nun hütet Euch,“ sprach der erzürnte Jüngling, „jemand wieder diese Schmecke zu überschreiten! Durch die erste Beleidigung, deren Ihr Euch gegen meine Mutter oder gegen jenes Mädchen erdreistet, bringt Ihr es dahin, daß ich Euer schurkisches Treiben entlarve. Uebrigens soll diese Gaunerbude, diese Diebeshöhle nicht lange mehr der Aufenthalt rechtlicher Menschen sein; noch vor Johannes verläßt meine Mutter Euer Haus.“

„Merkt es Euch, und nun entfernt Euch aus unserer Nähe!“

Mit der halbblauen Bethuerung, daß er dem Bürschchen schon einen Denzettel anhängen wollte, taumelte Meister Schmidt zur Thür hinaus. Die Wittve der besorgten Wittwe hielt August, der dem Schmähenden nachzueilen im Begriff war, zurück.

Nach so widerwärtigen Erlebnissen, besonders, wenn sie un- erwartet sich eindrängen in unsere friedlichen und glücklichen Stunden, folgt gewöhnlich ein längeres Stillstehen. Das zugschnürte Herz schlägt sich erst nach und nach wieder auf; von den Giftdämpfen angehauchte Spiegel der Seele muß erst wieder rein und hell werden.

August ging im Zimmer hin und her, und Anna reichte dann dem gereizten, noch immer glühenden Jüngling die Hand, während die gebeugte Mutter senkend durch die Stube schritt, um ein Fenster zu öffnen. Sie schaute einige Minuten hinaus, den Blick zu den Sternen erhehend. Dann kehrte sie sich zurück und bemerkte, wie ihr Sohn leise mit Anna redete, wie diese das Haupt niederbeugte, und ihr die hellen Thränen über die heißen Wangen perlten.

„Lieber Sohn“, begann jene, „Du hast uns von großer Angst befreit, aber sage mir nur, woher empfangst Du das viele,

viele Geld?“ Ich hörte Dich ja sonst immer über Herrn Ehrhardt's Kargheit klagend, und daß er Dir fast jede Gelegenheit entziehe, etwas zu verdienen?“

„Mutter, ich danke Gott, daß ich Euch von dem lästigen Dränger erlösen konnte. Das Geld ist die Frucht meines jahrelangen Fleißes. So lange unterrichtete ich die Enkel des Herrn Postath Jacob, und diesen Nachmittag, nachdem meine Lehrstunden vorüber waren, händigte mir derselbe mit den freundlichsten Worten eine Rolle von zwanzig Thalern ein. Alles, Alles, gute Mutter, gehört Euch; und da Ihr bald auszieht und wieder mit mir zusammenzieht, werdet Ihr so gut sein, Manches für unsere neuere Einrichtung anzuschaffen!“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Stettin. Ein furchtbares Schiffunglück ereignete sich am Freitag Nachmittag 2 Uhr bei der Dampferanlegestelle des Borly'sen Jähren, wo der von Pöly kommende Dampfer „Volort“ mit dem von Stettin nach Pöly fahrenden Dampfer „Blücher“ zusammenstieß. Die Kollision war so heftig, daß der „Blücher“ innerhalb 3 Minuten mit allen an Bord befindlichen Passagieren, deren Zahl auf mehr als 50 Personen angegeben wird, in die Tiefe sank. Durch schnell herbeikomende Boote sowie vom Dampfer „Pöly“ wurde die Mehrzahl der Fahrgäste gerettet, die übrigen, hauptsächlich Kinder, aus den Schulen in Stettin zurückkehrend, sind ertrunken. Wie am Sonnabend festgestellt wurde, hat die Katastrophe 14 Opfer gefordert. Der gesunkene Dampfer „Blücher“ wurde im Laufe des Nachmittags mittels Prähmen gehoben.

Ein Berliner Droschkentischer hat dieser Tage 16,000 Mark Funderlohn ausgezahlt erhalten. Derselbe fand vor drei Jahren in seiner Droschke rund 17,000 M., bestehend in Staatsobligationen, Reichsstaatscheinen, sowie etwas Gold, und lieferte Alles sofort der Polizei ab. Niemand meldete sich aber trotz der verschiedenen gerichtlichen Aufgebote als Verlierer oder Eigentümer, so daß man wohl in der Annahme nicht fehl geht, daß der Fund aus einem Diebstahl herrührt. Der Droschkentischer ist durch sein Glück nicht äppig geworden, sondern er hat die feste Absicht, nach wie vor als Lohnkutscher auf dem Bot zu bleiben. Etwa 1000 M. sind von dem Funde für die öffentlichen Befanntmachungen, Gerichtskosten u. in Abzug gebracht worden.

Die Voje Andreés. Am 14. Mai wurde, wie berichtet, bei Island eine Voje gefunden, welche den Brief enthielt, den der sühne Luftschiffer als erste Kunde dem Meere anvertraut hat. Als Andreés seine Expedition ausstrüete, machte der Konful Perrron in Helsingborg ihm den Vorschlag, Vojen als Korrespondenzmittel zu benutzen. Andreés nahm den Vorschlag mit Dank an, wobei er nur ein Kleines an dem ihm gesandten Model abänderte. Von dieser neuen Form ließ nun Herr Perrron zwölf Stück anfertigen. Von diesen 12 Vojen, welche die Expedition mit sich führte, ist nur die erste zum Vorschein gekommen. Die Voje besteht aus einer ovalen Korfbombe, die mit einem Netze aus starkem Kupferdraht umwunden ist und in einer Kupferhülle endigt. Im obersten Theil der Bombe ist ein Loch angebracht, in welches ein eiserner Cylinder eingepreßt ist. Dieser wird unten mit Gummi verschlossen und ist oben an der Platte des kupfernen Netzes festgemacht. Auf der Platte sind die Worte: „Andreés Polarexpedition 1896 Nr. ...“ eingegraben. Im eisernen Cylinder, welcher den Raum für kurze schriftliche Mittheilungen bietet, wurde auch der Zettel gefunden. Am obersten Ende des Cylinders, das aus der Bombe hervortragt, ist eine starke Spirale befestigt, die an der äußersten Spitze die schwedische Flagge trägt. Wenn die Voje aus dem Ballon herausgeworfen wird, muß sie mit der Spitze nach unten fallen. Fällt sie auf die Erde oder auf Eis, so wird sich die Spitze in der Weise hineinbohren, daß die Voje mit der Flagge aufrecht steht und weithin sichtbar wird; fällt sie aber ins Wasser, so wird sie von der Korkumhüllung in stehernder Stellung getragen werden. In dieser Stellung wurde sie auch von dem Dampfer „Baagen“ aufgefunden.

Der Draufkranz ist und bleibt unter allen Kränzen doch der schönste. Wohl hat er nicht die Bedeutung des Sieges- oder Vorbeerkranzes, ist nicht das Zeichen des allgemeinen Verdienstes und des Ruhmes, wird nicht vom Beste oder einem Theil des Volkes gereicht, sondern von der Trägerin selbst oder deren Freundinnen ins Haar geflochten oder auf das Haupt gesetzt, doch ein Siegeskranz ist er so gut als der Vorbeerkranz, er ist ein Siegeszeichen der Tugend, mit dem sich die Siegerin schmückt, wenn sie in Begriff steht, Tanz und Spiel der heiteren Jugend zu verlassen, und den ernsteren Lebenspflichten entgegen zu gehen. Er schmückt die Trägerin in ihrer schönsten Lebensblüthe, während nur ein einziges Verführ, die Liebe, ihr Herz bewegt, während der Träger des Vorbeerkranzes gar oftmals weit über die Jugendzeit hinaus ist und auf Thaten zurückzublicken hat, die, obwohl sie groß waren, seinem Herzen doch nicht die reinen Freuden und Ruhe brachten, nach welcher dieser sich sehnte und welche der eigentliche Preis des Lebens sind. Ein schöner Kranz ist ferner der Kinderkranz, der einfache, kunstlose Kranz, wie ihn Kinder bei frohem Spiel sich flechten, der nur für den Augenblick bestimmt ist, dem heiteren, der ihn gebären ließ. Wie leuchten da die Augen der Kleinen! Ja, Blumen und Mädchen gehören einander. Ein nicht erkühner, dennoch aber schöner Kranz ist noch der Totenkranz, die letzte blumige Gabe, die den Dahingeschiedenen mit ins Grab gegeben wird. Wie heilig und verklärt erscheinen uns die Blumen eines solchen Kranzes, wenn sie sich um die Schläfe des theuren Entschlummerten anschmiegen! O Blumen, ihr seid Zeichen der größten Freude, aber auch des tiefsten Schmerzes! Wer sollte euch nicht lieben! Der Draufkranz wird nicht allerwärts aus ein und denselben Blumen oder Material gebunden. In Deutschland wählt man zu ihm Myrthenzweige, in England und Frankreich Orangebäume, in Spanien rothe Rosen und rothe Nelken, in Italien weiße Rosen, so auch in der französischen Schweiz; in Oesterreich wird Rosmarin verwendet, der früher auch in Deutschland und von der Landbevölkerung in einzelnen Gegenden wohl noch bis auf den Tag genommen werden dürfte, im Schwarzwald versehen Weißdornblüthen, in Lihauen die Raute, auf einigen griechischen Inseln Weinlaub die Stelle. In manchen Ländern und auch manchen Theilen Deutschlands treten auch an Stelle der natürlichen Blumen künstliche, oder feidene Bänder, oder der Kranz wird zur Draufkrone, gebildet aus Gold- oder Silberdraht, Glas, Flitter und dergleichen, so im Altenuburgischen, in Bayern, Schlessen, Serbien, Schweden, Norwegen u., hier fast allerwärts mehr noch bei der Land-, als bei der Stadtbevölkerung, welsch letztere mehr nach dem Kranz und nach lebenden Blumen oder Zweigen greift, überall ist aber die Krönche im Zunehmen begriffen und dürfte wohl noch zu größerer Herrschaft gelangen.

— Eine angelsächsische Sitte. Es ist ein alter eng- lischer Brauch, über die Brant im Augenblick, wo sie das Eltern-

haus am Arm des Bräutigams verläßt, Hände voll Reiskörner auszuwerfen. In dem Glauben, den Neuemählten noch mehr Glück zu bringen, pflegt man sogar dem Wagen, der sie ihrer Familie entführt, alles alte Schuhwerk der Angehörigen nachzuwerfen. So kann man oft wahrnehmen, daß die junge Frau ihr Vaterhaus mit einem blauen Auge verläßt, das sie einem järtlichen Bruder oder Better zu verdanken hat. Die „Fronde“ erzählt folgende Begebenheit, die einen höchst traurigen Ausgang genommen hat. Als sich vorige Woche ein höherer kirchlicher Würdenträger, der Kanonikus Charter v. Canterbury, verheiratete, stog ein Dugend alter Stiesel nach dem Wagen, der ihn mit seiner Neuermählten entführte. Die Pferde scheuten und zerbrach mit dem jungen Ehepaar davon, der Wagen fiel um und zerbrach in tausend Stücke, und die unglückliche junge Frau wurde mehr todt als lebendig unter den Trümmern hervorgezogen, während ihr Gatte durch die Glassplitter der zerbrochenen Fensterscheiben schwere Verletzungen davontrug. Borausichtlich wird der bedauerliche Unglücksfall der alten Sitte, gegen die sich schon längst verschiedene Stimmen erheben haben, ein Ende machen.

— Ein neues Gewebe. Bei dem Ausflug der Theilnehmer an der Jahresversammlung des oberbairischen Städte- tages nach Schloß Neuberg zeigte Graf Guido Hendel von Don- nersmarkt seinen Gästen ein Gewebe, das duftig und zart wie Batist ausbleicht, geschmackvolle Muster aufweist und aus Kiefern- holz hergestellt ist. Es ist dies ein nach patentirtem Verfahren hergestellter Stoff aus Cellulose, der bestimmt scheint, in die Manu- faktur- und Schnittwaarenbranche einschneidende Veränderungen zu bringen. Graf Hendel hat in England das Patent zur Herstellung dieses Stoffes für 400,000 Mark erworben neben zwei anderen Patenten für die Cellulosefabrikation und wird nach Ende dieses Monats in seiner Holzstofffabrik Stahlhammer mit der Herstellung dieses neuen Stoffes beginnen. Das vorgelegte Muster stellt einen Kleiderstoff dar, der vortreflich waschbar und mindestens ebenso haltbar ist, wie Kessel- oder sonstiges dünnes Gewebe und das Meter nur 2 Pfennige kostet. Für China werden schon jetzt in England zahlreiche derartige Stoffe gefertigt, von denen Anzüge hergestellt werden, die sich auf 17 Pfennige stellen. Die anderen Patente gelten der Herstellung von Seiden- und Bergaminstoffen, die als Ersatz für Wollstoffe dienen. Als Beweis, wie vortreflich die Herstellungsmethode dieser Stoffe ist, diene die That- sache, daß man, wie die „Voss. Ztg.“ mittheilt, für das Patent, das Graf Hendel für 400,000 M. erwarb, schon jetzt eine Mil- lion bietet.

Der Magenkrampf. Die beim Volke viel verbreitete Ansicht, daß der Husten häufig aus dem Magen komme, hat eine gewisse Berechtigung, wie ein Warschauer Arzt, Dr. Pechranz, nachweist. In zahlreichen Fällen fand er nämlich, daß die Kran- ken, welche von Husten gequält wurden, am Sodbrennen litten. Er nimmt nun an, daß die scharfe Flüssigkeit vom Magen aus bis in die Kehle emporsteigt und hier durch Reizwirkung Husten- stöße auslöst. Diese Art des Hustens ist bei der großen Ver- breitung des Sodbrennens — es findet sich bei einer ganzen Reihe von Krankheiten — durchaus nicht selten. Es liegt auf der Hand, daß eine zweckmäßige Behandlung des Sodbrennens auch den Husten beseitigen würde.

— Gegen Mückenstiche hilft das Bestreichen der Stelle mit gewöhnlicher Weichseife. Die Seife wird etwas angefeuchtet und so dicht aufgestrichen, daß der Anstrich sichtbar ist. Sollte man von einem besonders giftigen Thiere gestochen sein, dann wird der Anstrich spter noch einmal wiederholt, nachdem der erste sich verlor hat. Dieses Mittel hat außerdem den Vorzug, daß ein Stückchen Seife in der Tasche weniger belästigt als ein Fläschchen Salmiak, und daß man Seife leichter zur Hand hat als Salmiak, welcher ja auch ein gutes Mittel gegen Insekten- stiche ist.

— Gut gegeben. Gellert, der bekannte Fabel- und Lieber- dichter, war einer sehr vornehmen Dame als Erziehler für ihren sechsjährigen Sohn empfohlen worden. Sie machte ihn mit ihrem Vorhaben bekannt und stellte ihm sehr annehimliche Be- dingungen. Dann schloß sie mit einem wegwerfenden Ton: „Aber das bitte ich mir aus: Sie sind ein gelehrter Mann, machen Sie keinen gelehrten Bedanten aus meinem Sohn. Ich verlange nichts, als einen leichten Anstrich von Sprachen, Mathe- matik, Geschichte, Geographie, Astronomie und Chemie, Diplomatie und wie die Dinge alle heißen mögen, — nur einen leichten Anstrich!“ „Wenn das Ihr Vorhaben ist, gnädige Frau,“ erwiderte Gellert mit einer Verbeugung, „so rathe ich Ihnen, lieber einen Anstreicher zu nehmen!“ — Daß Gellert die Erziehlerstelle nicht erhielt, versteht sich von selbst.

— Ein reizendes Idyll von der „schwäb'sche Eise- bahne“, das selbst die verwegensten Vicinalbahnwive der „Fliegen- den Blätter“ in den Schatten stellen dürfte, macht jetzt im Schwabenlande von sich reden. Als eines Abends der Zug auf der sogenannten Silberbahn von Neubausen gegen Degerloch bei Stuttgart „sauste“, mußte er versuchsweise seinen Lauf hemmen, angeblich weil an der Brücke etwas in Unordnung gerathen war. Eben hatte das „Zügle“ wieder auf freiem Felde gehalten, und das Personal rannte eilfertig den Zug entlang, um jeden Wagen bildend und den Schaden suchend. Die Fahrgäste verloren die Geduld, und so fehlte es natürlich nicht an Sticheleien auf das „Zügle“, die von dem Zugpersonal mit schwäbischer Derbheit erwidert wurden. Bald aber kam es zu ernstlichem Streit, und ehe man sich versah, waren die Fahrgäste ausgestiegen und baltgen sich mit dem Zugpersonal neben dem Bahndamme herum. Nachdem man sich gegenseitig genug durchgeprügelt hatte, stieg man wieder ein, und nun dampfte das „Zügle“ der schwäbischen Residenz zu. Dort mußte der Lokomotivführer, der den Löwen- antheil an den Prägeln abgefrieget hatte, ins Krankenhaus gebracht werden.

— Abwechslung muß sein. Prinzipal: „Hängt noch das Plakat „Ausverkauf wegen Geschäftsaufgabe“ draußen?“ — Lehrling: „Nein, jetzt hängt da der „wirklich reelle Ausverkauf wegen großer Inventur.““ — Prinzipal: „Thu's weg und häng den „vollständigen Frühjahrsausverkauf“ hinaus.“

— Kaltblütig. „Ja, erlauben Sie einmal, Ihr Sohn ist nun dreiundzwanzig Jahre und ist noch immer nicht? Macht Ihnen das denn nicht Anrue?“ — „Ja, wieso denn? Solange er noch nichts ist — kann er ja noch Alles werden!“

— Gut gejagt. Hausherr: „Sehen Sie nur, meine Tochter tanzt wie eine Feder.“ — Gast: „Ja, und der Herr Lehmann ist ihr Federhalter.“

— Gemüthlich. Gefängnißdirektor: „Sie waren aus Bersehen acht Tage länger in Haft!“ — Sträfling: „Run, da schreiben Sie mir die acht Tage aufs nächste Mal gut!“

„Senneberg- Seide“

— nur acht, wenn direkt ab meinen Fabriken bezogen — Schwarz, Weis und farbig, von 75 Pfg. bis Mk. 18.65 p. Meter — in den modernsten Gewe-

